Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., den 4. Februar 1893. No. 22, Jahrgang 18.

Arbeitskraft

Roman von Freiin von Spättgen.

(Fortsetzung.)

Dabei hatte er es sich aber streng und gewissenhaft zur Pflicht gemacht, weder den ahnungslosen Eltern, noch dem Töchterlein selbst etwas von den Empfindungen seines Innern zu verrathen. Er wollte sich und ihnen die harmlose Unbefangenheit nicht rauben.

Allein dem ungeachtet trat die Frage immer dringender an ihn heran, wie die Zukunft sich gestalten sollte.

Durfte er in seiner vom Vater noch völlig abhängigen Stellung schon an die Gründung eines eigenen Herdes denken? Und würde Diejenige, welche er sich zur Lebensgefährtin erkoren, den Eltern als Schwiegertochter auch genehm sein?

Wußte er doch genau, mit welch' schweren Kämpfen Lorle sich ihr Glück hatte erringen müssen. Nun sollte auch er vor Vater und Mutter hintreten und seine Liebe zu der „Maus“ bekennen. Dabei mußte selbstverständlich der kümmerlichen Vermögenslage der Waldenstädt's Erwähnung gethan werden. Klangen Ria's harte, lieblose Worte doch noch immer an sein Ohr:

„Leute, welche Zimmer vermiethen, sind nicht gesellschaftsberechtigt!“

Aber auch der Vater würde ihm sicher ernste Vorstellungen machen, ihn an seine Karriere, an Stand, Namen und Gott weiß was noch erinnern.

Ja, wenn nur ein einziger Mensch einmal tiefer in die Häuslichkeit der Waldenstädt's zu blicken vermöchte! Wie bald würde man erkennen, daß hier ein Hauch von schönster Eintracht, Friede und Poesie durch diese bescheidenen Räume wehe.

Aber halt, wie war ihm denn: Jobst wollte ja kommen und ihn besuchen. Sollte er den lieben, prächtigen Jobst, den welterfahrenen Mann mit dem warmen Herzen, etwa in's Vertrauen ziehen? Vielleicht konnte er ihm einen Rath ertheilen, ob er sich Hoffnungen hingeben dürfe, oder ob die Pflicht gegen Eltern und Geschwister im geböte, dem schönen Glückstraum zu entsagen. Nein, nein, er bangte auch vor Jobst.

Trostlosen Blickes schaute Tassilo aus dem Fenster. Jetzt wirbelten die ersten Schneeflocken daran vorbei; aber das von Hulda angefachte Feuer prasselte lustig und ließ es doppelt gemüthlich im Zimmer erscheinen.

Wenn die Verhältnisse ihn wirklich zwangen, den vortrefflichen Menschen, deren Umgang, wie er nur zu wohl fühlte, veredelnd auf seinen Character wirkte, mit kühlem Danke Lebewohl zu sagen — diese trauten vier Pfähle zu verlassen! Wie beglückend erschien ihm jene stille Sorgfalt, die ihn hier umgab.

Und er, der in Wohlstand und Comfort aufgewachsene junge Mann — lebte und webte mit Leuten, die in harter Arbeit das tägliche Brod erringen mußten!

Eine peinigende Unruhe hatte Tassilo Brandenfels erfaßt.

Er warf sein Manuscript zusammen, griff nach dem Hute und verließ das Gemach.

Beim Betreten des meist dämmerigen Entrees schlugen die Laute eines wohlbekannten melodischen Organs an sein Ohr. Wie gebannt stutzte er.

„Ja, Papa, ich sagte dem Herrn, Mama sei augenblicklich nicht daheim. Da er durchaus seinen Namen nicht nennen wollte, so glaubte ich in Deinem Sinne gehandelt zu haben, als ich ihn abwies.“

Mauritia, welche in der Thür von ihres Vaters Zimmer stand, sprach mit gedämpfter Stimme:

„Wie sah der Mann aus? Kannst Du Dich besinnen, ihn jemals gesehen zu haben, Kind? War es etwa einer jener Leute, denen — wir — Geld schulden?“ fragte Herr von Waldenstädt im hastigen Flüstertone, indeß laut genug, um von Tassilo verstanden zu werden. Dieser blieb — auf die Gefahr hin, eine Indiscretion zu begehen, wie angewurzelt stehen.

„Der Fremde war groß und sah äußerst distinguirt aus. Aufgefallen sind mir nur seine dunklen, sprechenden Augen und ein spitz geschnittener Vollbart. Ich bin ihm nie vorher begegnet,“ gab „Maus“ ernstlich zurück.

„Hm — und er bestand darauf, Mama zu sprechen?“

„Ja, er will in einer Stunde wieder kommen, Papa.“

„Sonderbar! Ich wüßte nicht, wer ein Interesse haben könnte, uns hier zu besuchen,“ sagte der Hausherr und schloß hinter sich und „Maus“ die Thür.

Jetzt erst vermochte Tassilo die Wohnung unbemerkt zu verlassen. Ganz eigenartige Gedanken durchkreuzten sein Gehirn. Paßte die Beschreibung des Unbekannten nicht genau auf Jobst?

Nun, vielleicht irrte er sich. Seine Phantasie war heute krankhaft erregt.

Da es hohe Zeit für ihn geworden war, nach dem Gerichtsgebäude zu kommen, so winkte er rasch eine Droschke heran und fuhr von dannen.

* * *

Frau von Waldenstädt, eine hochgewachsene, noch jugendlich schlanke Erscheinung, stand inmitten ihres zwar anspruchslos einfachen, allein doch mit zarter Sinnlichkeit und peinlicher Akkuratesse eingerichteten kleinen Salons.

Gutgepflegte Blattgewächse und eine große Voliere mit allerdings nicht kostbaren, doch niedlichen kleinen Vögeln belebten den anheimelnden Raum.

Im Moment prägten sich Unruhe und innere Erregung auf den fein geschnittenen Zügen der etwa 39jährigen Dame aus und in ängstlicher Spannung hafteten ihre Augen an der Thür.

Als sie von einem kleinen Ausgange nach Hause zurückgekehrt war, hatte Hulda ihr gemeldet, daß der nämliche Herr, welcher schon einmal da gewesen sei, nun vorgelassen zu werden bitte.

Für Sekunden dachte Frau von Waldenstädt daran, den Fremden kurzweg abzuweisen. Das seltsame Verschweigen seines Namens dünkte ihr auffällig. Man pflegt unter gebildeten Leuten bei Besuchen doch auf gewisse Formen zu halten.

Allein durch die harte Schule des Lebens war ihr auch andererseits wieder ein besonderer Muth verliehen worden und daher bemühte sie sich, stets jeder Sache auf den Grund zu gehen.

In der ihr eigenen kühl reservirten Art, welche ihr ungeachtet des mehr wie einfachen Kleides, das sie trug, eine vornehme Würde verlieh, empfing sie jetzt den angekündigten Gast.

Beim Anblick des großen, kraftvollen Mannes, dessen Haupt so stolz und sicher auf den breiten Schultern saß, war es ihr plötzlich, als schwebten halb verwischte Erinnerungen flüchtig an ihrem Geiste vorüber.

Wo in aller Welt hatte sie dieses Rassegesicht mit den ausdrucksvollen Augen schon einmal gesehen? Gewahrte der Unbekannte, daß sie stutzte?

Nein! Ernst, fremd und kalt trat er ihr entgegen; dann verneigte er sich beinahe ehrfurchtsvoll und sagte höflich:

„Mein dringendes Gesuch, welches fast den Charakter einer Taktlosigkeit an sich trägt, mag Ihnen, gnädige Frau, zum Beweise dienen, wie viel mir daran lag, von Ihnen empfangen zu werden.“

„Allerdings — ich nehme an, daß es eine ganz besondere Angelegenheit ist, welche Sie hierher führt, mein Herr, und ich muß mein Befremden darüber eingestehen,“ erwiderte die Dame, ohne einen Schritt von ihrem Platze zu weichen, ohne ihn zum Nähertreten aufzufordern.

„Und dennoch liegt diesem sonderbaren Benehmen meinerseits ein wohlüberlegte Absicht zu Grunde, gnädige Frau. Ich wollte Ihnen meinen Namen selbst nennen, weil ich in Erfahrung gebracht habe, daß Sie in manchen Punkten unbarmherzig schroff sind. Ja, Sie würde auch Solche zurückweisen, denen die Bande des Blutes ein Recht geben, sich Ihnen theilnehmend zu nahen!“

Fest und voll klang des fremden Mannes sonores Organ durch das kleine Gemach.

Mit energischem Ruck flog der Angeredeten Kopf blitzschnell in den Nacken, während sich ein herber, strenger Zug um ihre Lippen lagerte. Eigenthümlich tonlos brachte sie hervor:

„Die einzigen Menschen, auf welche die Worte „Bande des Blutes“ Bezug haben könnten, sind mein Gatte und meine Kinder. Sonst giebt es Niemanden in der weiten Welt, der sich das Recht, mir Theilnahme entgegen zu bringen, anmaßen dürfte. Ich bedarf derselben, Gott Lob, nicht, mein Herr!“

Ueber die offenen Züge des stattlichen Mannes flog ein Schatten hin, während er das schmale, abgehärmte, einst gewiß sehr anziehende Frauenantlitz wehmüthig betrachtete.

Sie wollte — brauchte keine Theilnahme! Dies war ein Ausspruch, der in seiner eigenen Brust wunderbar sympathische Saiten erklingen ließ.

Noch straffer richtete er sich empor und sagte nachdrücklich:

„Als einzige Antwort hierauf lassen Sie mich Ihnen bekennen, gnädige Frau, daß ich Jobst Rheinsberg bin!“

Regungslos, ohne einen Zug von Ueberraschung oder Freude zu verrathen, verharrte Frau von Waldenstädt auf ihrem Platze. Nur halb mechanisch hatte ihre Rechte nach der Lehne eines Stuhles gegriffen, die sie jetzt fest umschlossen hielt.

„Das ändert in meinen Ansichten durchaus nichts. Die Verwandten des Vaters haben der seligen Mutter und mir stets so fern gestanden, daß ich auch jetzt kein Bedürfniß nach ihrer Bekanntschaft fühle,“ entgegnete sie hart.

„Gewiß, gnädige Frau, ich verstehe und begreife das nur zu wohl; ja, ich war auf einen solchen Empfang vorbereitet. Trotzdem aber muß ich die dringende Bitte aussprechen, mir wenigstens einige Minuten Gehör zu schenken!“

Frau von Waldenstädt hatte bereits eine halbe Wendung nach der Thür gemacht.

„Wozu?“ fragte sie nur kurz.

„Um Sie davon zu überzeugen, daß ich, der Sohn jenes Mannes, welcher Sie und Ihre Mutter hart und lieblos behandelt hat, daß ich nur deshalb hergekommen bin, um Ihnen meine Hochachtung zu Füßen zu legen!“

Mehrere Sekunden ruhten die noch immer schönen Augen der Dame durchdringend auf des Gastes merklich erregten Zügen und zögernd fragte sie:

„Wollen Sie mir dann vielleicht auch verrathen, welche Motive Sie leiteten — zu einer so plötzlichen Sinnesänderung, zu diesem Besuch?“

Wie innere Befriedigung zuckte es jetzt um des Grafen Mund. Er verbeugte sich noch einmal und entgegnete rasch:

„Der einzige Beweggrund ist für mich nur der, das wieder gut zu machen, was mein Vater versäumt hat.“

Nach diesem Ausspruch blieb es eine Weile todtenstill; nur ab und zu drang ein feines Piepen und Zwitschern aus der Voliere nach den Anwesenden hin.

Graf Rheinsberg gewahrte deutlich, wie Frau von Waldenstädt jäh erblaßte und sich fester an das harte Holz des Stuhles anzuklammern schien. Endlich hob sie den bisher gesenkten Kopf und sagte in bewundernswerther, fast eisiger Ruhe:

„Wollen Sie, bitte, Platz nehmen, Graf, weil ich jetzt auch meine Ansicht über eine Sache aussprechen muß, die ich längst — ach, so lange schon, als überwundenen Standpunkt betrachtet habe. Da Sie nun aber einmal hier sind, so liegt meines Erachtens eine Art moralischer Nothwendigkeit darin, sich gegenseitig zu verständigen.“

Der Angeredete stellte den Hut bei Seite und setzte sich der Hausfrau gegenüber auf ein kleines Tabouret.

Erst jetzt war er nahe genug, das bleiche Frauenantlitz einer schärferen Musterung zu unterwerfen.

Das war also Elsa von Waldenstädt, deren Mädchenname gelegentlich, freilich nicht oft, zu Lebzeiten seines Vaters in Rostersheim genannt worden war? Darauf hatte er lange Jahre nichts mehr von ihr gehört, ihre Existenz fast vergessen. Auch über ihn waren des Lebens Stürme hinweggebraust; er war zum Manne gereift. Da wurde er durch Ria Brandenfels' unfreundlichen Ausspruch in Alt-Steine plötzlich wieder daran gemahnt. „Waldenstädt — Waldenstädt!“ schoß es ihm während der hochzeitlichen Festtage fortgesetzt durch den Sinn und nach seiner Heimkehr bemühte er sich sofort, Erkundigungen über jene Familie einzuziehen.

Das hatte Monate in Anspruch genommen und nun saß er hier vor der ernsten Frau und kam sich ihr gegenüber fast schülerhaft unbeholfen vor. Solch' ablehnede Kälte dünkte ihm verletzend.

„Bitte, sprechen Sie getrost, Gnädige,“ sagte er zuvorkommend.

Wie unter einem schweren Drucke hob und senkte sich Frau von Waldenstädt's Brust, dann schaute sie ihm voll und forschend in die Augen und entgegnete mit fester Stimme:

„Ich kann wirklich nur annehmen, daß all jene schmerzlichen Angelegenheiten der Vergangenheit Ihnen, Graf Rheinsberg, unbekannt sind; sonst würden Sie sich wohl kaum dazu herabgelassen haben, mich zu besuchen!“

„Bitte — weiter — weiter, meine Gnädige, sagen Sie Alles frei vom Herzen herunter. Was ich weiß oder nicht weiß, kommt hierbei gar nicht in Betracht; darüber wollen wir später reden. Ich möchte jetzt nur genau wissen, in welcher Weise mein verstorbener Vater sich damals Ihrer Mutter gegenüber verhalten hat.“

Gleich Zorn und Verachtung blitzte es über der Dame Gesicht und auffallend gepreßt gab sie zur Antwort:

„Nun gut, ich werde Ihnen nichts verhehlen, Graf. Ihr Vater hat die eigenhändig von ihm geschriebene Erklärung, worin er sich verpflichtete, nach seines Bruders Tod gewissenhaft für dessen Wittwe und Kind zu sorgen, ihnen eine jährliche Rente von zweitausend Thalern zu geben versprach, einfach dementirt! Er hat diesen leider nicht notariell beglaubigten Revers als gefälscht erklärt und meiner armen Mutter mit beleidigenden Ausdrücken die Thüre gewiesen. Ferner ließ er ihr durch seinen Anwalt sagen, daß der Bruder mit einer namhaften Geldsumme vollständig abgefunden und entschädigt gewesen sei, dessen Hinterbliebenen daher keine Ansprüche an ihn selbst zu erheben berechtigt wären!“

Finsteren Blickes, die Arme untergeschlagen, starrte der Graf zu Boden. Nach einer Pause fragte er:

„Und Ihre Frau Mutter hat nie den Versuch gemacht, auf ihrem vermeintlichen Rechte zu bestehen, diesen peinlichen Fall niemals einer höheren Instanz zur Entscheidung anheim gegeben?“

„Meine Mutter trug ebenfalls den Namen Rheinsberg und gerade um dieses edlen Namens willen brachte sie es nicht über's Herz, des Gatten Bruder einer unredlichen Handlung zu beschuldigen. Was hätte es ihr auch wohl genützt? Er war der reiche, vornehme Mann, dem mächtige Verbündete zur Seite standen; sie, das arme Weib, die Tochter eines schlichten französischen Sprachlehrers, welches der Verstorbene an seine Seite emporgezogen, eine nur Geduldete. Bereits Jahre hindurch hatte sie Mißachtung und scheele Blicke von Seiten der Familie zu ertragen gehabt. Voll demüthiger Ergebung in den Willen Gottes schwieg sie. Der Mund, welcher allein für sie zu sprechen vermochte, er war ja verstummt. Ihr fehlten die Gegenbeweise.“

„Nein, Graf Rheinsberg, daß weiß ich nicht, da ich zu jener Zeit noch Kind war. Ich weiß nur von der langen Krankheit meines Vaters, welche Unsummen gekostet hat, und daß wir nach seinem Tode beinahe mittellos zurückgeblieben sind.“

„Und dann?“ Der große Mann war aufgesprungen und athmete tief und schwer, während Frau von Waldenstädt leise fortfuhr:

„Mama hat mir eine gediegene Bildung zu Theil werden lassen, und mit 19 Jahren war ich so glücklich, eine Stellung als Gesellschafterin und Reisebegleiterin im Hause der der Gräfin Tannheim zu erhalten, deren Besitz in der Rheinprovinz liegt. Allein es war mir nicht vergönnt, länger als anderthalb Jahre bei dieser liebenswürdigen Dame zu verweilen. Anläßlich einer Gesellschaft in der Nachbarschaft lernte ich Herrn von Waldenstädt, meinen Gatten, kennen, welcher damals als Lieutenant bei dem in X..... garnisonirenden Artillerie-Regiment stand. Gräfin Tannheim ist längst todt, aber sie hat stets wie eine mütterliche Freundin an mir gehandelt. Meine eigene Mutter zog zu uns in den jungen Hausstand, wo die Edle noch viele Jahre segenspendend unter Kind und Enkeln gewaltet hat, bis der liebe Gott sie heimrief. Nachdem Waldenstädt kränklichkeitshalber den Abschied genommen, zogen wir hierher nach Berlin.“

Die Erzählerin verstummte plötzlich. Mit im Schooß gefalteten Händen lehnte sie im Sessel und schaute trübe sinnend vor sich hin.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau. Ihr gütiges Vertrauen ehrt mich tief, weil ich genau weiß, wie schmerzlich es Ihnen ist, über jene Dinge zu sprechen, überwundenes Leid noch einmal wachzurufen und kaum verharschte Wunden wieder aufzureißen! Allein, ich mußte den ganzen Sachverhalt aus Ihrem Munde hören, da mein Vater diese peinliche Angelegenheit stets nur oberflächlich gegen mich erwähnte, und erst nach seinem Tode gelang es mir, mich eingehender damit zu befassen,“ sagte der Graf in der ihm anhaftenden ruhig freundlichen Weise.

Sinnend hatte Frau von Waldenstädt den Gast eine Weile betrachtet, nun warf sie ebenfalls gesammelter hin:

„Es ist auffallend, wie Sie Ihrem Vater gleichen. Ich hätte sie sofort als einen Rheinsberg erkannt.“

„Aeußerlich vielleicht,“ erwiderte er merkbar schroff. „Seine Ansichten, Interessen und Passionen liefen den meinigen schnurstracks entgegen.“

Die Dame schwieg, und hastiger, als ob eine innerelnruhe ihn dazu antrieb, fuhr Graf Rheinsberg fort:

„Gnädige Frau, wir sind jetzt an einem Punkt angelangt, der noch mehr Vertrauen und Offenheit zwischen uns erheischt. Zwar soll der Sohn sich niemals zum Richter wider den Vater auflehnen; hier jedoch darf dieser alte, oftmals wahre Ausspruch nicht befolgt werden. Mit dem Aufgebot aller meiner moralischen Kraft will ich mich dagegen verwahren, des Verstorbenen Ansichten und Handlungsweise jemals gebilligt zu haben. Gnädige Frau, ich erlaube mir, Sie daran zu erinnern, daß Sie einstmals den Namen Rheinsberg trugen, der ein festes Glied bildet zwischen uns; darum auch maße ich mir jetzt die Bitte an — Sie für die Härte und Lieblosigkeit meines Vaters entschädigen zu dürfen.“

„Mit Geld etwa? Ha! Mißachtungen und Demüthigungen lassen sich durch Geldopfer nicht sühnen,“ erwiderte die Angeredete herb.

„O, verstehen Sie mich doch nicht falsch, Gnädige. Ich meine ja nur, daß ich die Rechte Ihrer Mutter anerkannt zu sehen wünsche,“ rief Rheinsberg erregt.

„Also, Sie wollen den eigenen Vater an den Pranger stellen und der Welt gegenüber erklären, daß er sich an des Bruders Weib und Kind versündigt hat?“ fragte Frau von Waldenstädt und schüttelte energisch das Haupt. „Dadurch würde der Name meiner armen Mutter noch einmal in den Staub gezogen werden, wogegen ich entschieden protestire. Natürlich haben Sie davon gehört, daß wir in Armuth leben; Ihr Edelsinn treibt Sie daher zu dieser „Großmuth“ an, ohne näher zu untersuchen, ob Ihr Vater nicht doch etwa im Recht und wir habgierige Intriguanten waren. Nein, Graf Rheinsberg, verzeihen Sie mir das unfreundliche Wort — doch Sie sind jenes Mannes Sohn! Ich würde niemals das Mindeste aus Ihren Händen annehmen, bis Sie selbst mir nicht schwarz auf weiß einen Beweis liefern können von Ihres Vaters gegen uns begangener Schuld. Jedes Almosen weise ich entschieden zurück.“

Frau von Waldenstädt hatte sich jetzt erhoben und trat in unnahbar stolzer Haltung mehrere Schritte zurück.

„O, mein Gott, gnädige Frau, ich beabsichtigte nicht, Sie zu kränken. In bester Absicht kam ich hierher,“ rief tief erschreckt der Graf, während ein Ausdruck wahrer Trauer sein anziehendes Gesicht beschattete.

„Gewiß, ich verkenne dies keineswegs. In Anbetracht dessen, von den Verwandten meines Vaters jahrelang als „Paria“ angesehen worden zu sein, könnte diese Genugthuung mich jetzt fast erfreuen,“ entgegnete Frau von Waldenstädt, wobei ein Zug von Bitterkeit und Spott um ihre Lippen lagerte. „Allein auch ich habe meinen Stolz und so kann ich nur nochmals erwidern, daß ich der Hilfe der reichen Rheinsberg nicht bedarf. Gott ist mein Schutz und Schirm!“

Für Momente flog ein zorniger, trotziger Ausdruck über des Grafen Stirn, und seine Züge waren merklich bleich geworden; aber er verneigte sich nur in kalter Höflichkeit und sagte ruhig:

„Dann ist allerdings meine Mission beendet. Ich bitte nur, mein unbefugtes Eindringen zu verzeihen, gnädige Frau, und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“

Wenige Minuten später schloß sich die Thüre hinter der hohen Gestalt.

Wie betäubt preßte die Zurückbleibende beide Hände vor das Gesicht, wobei sich ein qualvolles Aufschluchzen ihrer Brust entrang.

War es nicht plötzlich, als ob sich ewige Finsterniß über sie herabsenkte und höhnende Stimmen ihr die eigenen Worte von den Wänden zurückschrieen: „Ich brauche die Hilfe der reichen Rheinsbergs nicht!“

Allmächtiger Gott, war sie wahnsinnig gewesen in diesem Moment? Hatte der Stolz jedes bessere, weichere Gefühl in ihr erstickt?

Nur an sich selbst, an die tausend Demüthigungen und Bitterkeiten ihres Lebens — aber nicht an ihr Liebstes — an ihre Kinder, hatte sie gedacht!

11. Kapitel.

Einen weiten, dunkelblauen, mit flockigem Angora gefütterten Radmantel um die Schultern gelegt, dessen breite, weiße Pelzaufschläge das kindlich rosige Gesichtchen ganz wundervoll kleideten, steckte Lorle das Köpfchen zur Hausthür der Villa Wenkhard hinaus und begutachtete die Witterung. Ein dichter, fast undurchdringlicher Nebel lag seit dem frühen Morgen über Haus und Garten und hüllte die Landschaft ringsum in trübseliges Grau. Zum Spazierengehen schien es allerdings nicht geeignet, da nebenbei das Thermometer kaum 4 Grad zeigte und die in Wege liegenden herabgefallenen Herbstblätter Spuren feuchter Niederschläge bewiesen. Allein die junge Frau hatte einen nöthigen Gang vor und mußte hinaus; sie hob den Saum des Kleides so viel als möglich empor und schritt mit den in standfesten Schuhen steckenden kleinen Füßen tapfer durch Nebel und Nässe dahin. Binnen Kurzem war das hohe Gußeisenthor, welches das Wenkhard'sche Grundstück von der Straße schied, erreicht und leise zog sie die schwere Pforte wieder hinter sich zu.

Ohne sich um zu sehen, strebte sie vorwärts der etwa fünf Minuten von den Etablissements ihres Gatten entfernten Arbeiterkolonie zu.

Diese bestand aus mehreren großen rothen Backsteinhäusern, worin die in der Fabrik beschäftigten Leute für geringe Miethe hübsche und luftige Wohnungen fanden. Bereits zu des verstorbenen Kommerzienraths Zeit waren die Gebäude errichtet worden.

Ein Flug Krähen zog kreischend über dem Kopfe der jungen Frau dahin, während das schrille Glöckchen der Fabrik die Mittagszeit verkündete.

„Das ist die Gnädige,“ sagte plötzlich eine rauhe Stimme halblaut hinter ihr, welche aus dem bärtigen Munde eines blaublusigen Gesellen kam, der mit zwei Gefährten zur Mahlzeit heimwärts strebte.

„Sie geht wieder einmal zum alten Vater Fechner, dem morgen wegen Knochenfraß oder so was Aehnliches das linke Bein abgesäbelt werden soll,“ entgegnete ein Anderer mit drastischer Geberde nach dem eigenen Schinkel hin.

„Na, er hat sich den Knacks ja auch dort drin in der Fabrik geholt — schon zu Lebzeiten des seligen Herrn; dafür muß nun die Herrschaft aufkommen,“ sagte der Dritte und spuckte aus.

Lorle hörte das Gespräch und beschleunigte daher ihre Schritte, weil ein unbestimmtes Gefühl sie bedeutete, daß die Leute, nur um von ihr verstanden zu werden, so laut redeten. Allein die Männer folgten ihr fast auf dem Fuße.

„Es soll sogar im Testament gestanden haben, daß der Fechner operirt und zeitlebens versorgt wird und das ist ein Glück; denn sonst, au weh! — Der Selige war ein vorsichtiger Mann, der immer Nummer Sicher ging.“

In beißendem Sarkasmus klangen diese Worte aus dem Munde des Ersten an der rüstig Dahinschreitenden Ohr.

„Sapperment, und ich dachte, die junge Herrschaft fühlte Erbarmen mit dem alten Manne und ginge aus eigenem Antriebe zu ihm hin! Pustkuchen! Par odre du Mufti geschieht's also?“ tönte es aus rauher Kehle.

„Freilich, jetzt sind andere Zeiten, jetzt thut man nur, was man eben thun muß.“

„Hahaha!“ lachen die Uebrigen in unverkennbarem Spott.

Lorle zog den Pelzmantel fester um die Schultern und rannte unaufhaltsam weiter.

Jetzt endlich war das erste Backsteinhaus erreicht und behende schlüpfte sie durch die Thür. Es hatte ihr gebangt vor diesen rohen, zum Theil unverständlichen Reden. So viel nur schien ihr klar geworden, daß Fred sich keiner besonderen Liebe unter den Arbeitern erfreuen durfte.

Seit ihrer Heimkehr war sie diesen Weg bereits mehrfach gewandert. Das erste Mal auf Fred's besonderen Wunsch, welcher ihr über des alten Fechner Mißgeschick erzählte; später aus eigenem Antriebe. Von Arbeitern wurde sie jedoch noch nie behelligt. Das Benehmen dieser Leute dünkte ihr empörend.

Es war eben der Geist einer nach Freiheit und Gleichheit strebenden Zeit; offenkundige Mißachtung jeglicher Autorität. Fred erging es sicher nicht schlimmer, als tausend anderen Industriellen, dachte die junge Frau, und mit diesen Reflexionen betrat sie ein zu ebener Erde gelegenes kleines Gemach. Ein alter, weißköpfiger Mann lag dort in seinem schmalen Bett, den Rücken von blau und weiß gewürfelten Kissen unterstützt und las eine zerknitterte, fettig Zeitung. Dumpfe, qualmige Luft schlug Lorle entgegen, allein sie bezwang ihren Widerwillen und schritt hastig nach der Lagerstatt.

„Guten Tag, Fechner, nun, wie geht es heute? Ich wollte doch — vor dem morgigen schweren Tag noch einmal nach Ihnen sehen,“ sagte sie sanft und richtete die blauen Augen voll wahrer Theilnahme auf des Kranken hageres, bleiches Gesicht.

Ein Ausdruck von grämlicher Resignation prägte sich darin aus.

„Na, wie soll's auch gehen, gnä' Frau! Der alte Kadaver verlohnt sich wahrlich kaum mehr der Mühe, welche sich die Doktors mit ihm machen wollen“, gab der Angeredete mürrisch zur Erwiderung. „s' ist kein schöner Gedanke, wenn man zeitlebens gearbeitet hat wie ein Pferd, um unter dem Messer eines Pflasterkastens zu verenden!“

„Aber Fechner, welche Idee! Sie sollen durch die Amputation des kranken Beines ja wieder gesund werden. Heutzutage unternehmen die Aerzte noch weit schwierigere Operationen, welche glücken. In einigen Wochen sind Sie dann wieder . . . .“ Die junge Frau stockte befangen, weil die eingesunkenen Augen des Alten so seltsam stechend auf ihr ruhten.

„Ein Krüppel! Das stimmt!“ vollendete dieser den Satz. „Ein Krüppel, der mit dem Stelzfuß herumhumpelt und Allen zur Last wird. Wenn ich sterbe, würde der gnädige Herr ja eine Erbschaft machen, da er mich sonst zeitlebens erhalten soll!“

„Unsinn, Fechner! Sie bekommen ein künstliches Bein neuester Construktion; damit können Sie gehen wie unsereins. Mein Mann hat bereits mit Doktor Holthaus darüber gesprochen,“ erwiderte beschwichtigend die junge Frau.

„Kostet aber 100 Mark — das Ding! Für einen armen Lumpen, wie ich es bin, verlohnt sich das ja nicht, gnä' Frau!“

„Machen Sie sich nur darum keine Sorgen, Fechner. Der Herr zahlt diese Summe gern in Anbetracht, daß Ihnen damit geholfen wird.“

„So — wirklich?“ Ein hämisch verbissener Zug breitete sich um des Alten Mund, dann griff er plötzlich nach der Dame Hand und sagte ein wenig milder:

„Na, nichts für ungut, gnä' Frau. Sie sind gut — auch so 'ne Seele, die Jedem helfen möchte, und gerade darum hab' ich mir fest vorgenommen, einmal ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden. Dacht' mir schon, daß Sie heut' noch mal runter kommen würden.